

2 **Kommunikation als Prozess sozialer Ordnungsbildung**

Kommunikation ist ein Schlüsselbegriff in den gegenwärtigen Human- und Sozialwissenschaften. Knoblauch konstatiert bereits 1995: „Die Eigenheit des Gesellschaftlichen wird in zunehmendem Maße durch *Kommunikation* definiert“ (Knoblauch 1995: 1; Hervorhebung im Original). Auf der Kommunikationswissenschaft ruhen große Hoffnungen zur Entschlüsselung des sozialen Lebens. Das soziale Leben als Untersuchungsgegenstand stellt gegenwärtig eine theoretische und forschungspraktische Herausforderung für die Human- und Sozialwissenschaften dar. Dies liegt daran, dass Handlungssubjekte zunehmend in Aushandlungs-, Koorientierungs- und Koordinationsprozesse geraten und dabei die sozialen Konstruktionen von Wirklichkeitsentwürfen vervielfältigen (vgl. Beck/Bonß/Lau 2001). Um der Komplexität und Dynamik der sozialen Welt gerecht zu werden, dürfen somit nicht allein Wissensbestände analytisch in den Blick genommen werden, sondern es gilt, den prozessualen Konstruktionscharakter in den Kommunikationsprozessen empirisch und theoretisch darzustellen. Aus diesem Grund gelangt Kommunikation in Form von Face-to-face-Interaktion sowie in Form medienvermittelter Aushandlungsprozesse in den Blick. Die Kommunikationswissenschaft erforscht alltägliche und außeralltägliche Formen sowie Sonderformen kommunikativen Geschehens, bei denen soziale Wirklichkeit kommunikativ erzeugt wird (vgl. Reichertz 2009: 33 f.).

Diese Kommunikationsprozesse verlaufen, folgt man einer Vielzahl kommunikationswissenschaftlicher Analysen, zumeist typisch. Um die Typik des jeweiligen kommunikativen Prozesses terminologisch fassbar zu machen, formulieren kommunikationswissenschaftliche Arbeiten Begriffe, die das Typische zum Ausdruck bringen. Durch diese Begriffe können die reziproken Orientierungsleistungen der Handlungssubjekte und die ihnen immanenten Strategien theoretisch erfasst werden. Häufig greifen Kommunikationstheorien zu diesem Zweck auf die Begriffe des Rituals und des Spiels zurück. Dies geschieht gewöhnlich unter Rekurs auf Begrifflichkeiten, die im Diskurs bereits etabliert sind. Zuweilen findet, vornehmlich bei der Verwendung des Spielbegriffs, eine unscharfe Verwendung statt. Alle Arbeiten, die diese Begriffe verwenden, unterstellen, dass die von ihnen beobachteten und analysierten Einzelfälle spezifische Gemeinsamkeiten aufweisen, z. B. einen ähnlichen Verlauf, oder dass rituelle

oder spielerische Prozesse ähnliche Funktionen übernehmen. Die empirisch untersuchten Einzelfälle stellen demnach ein *token* eines *type* dar. Was jedoch ein Ritual bzw. ein Spiel tatsächlich ausmacht, wird häufig nicht genau geklärt.

Um im weiteren Verlauf eine sinnvolle Bestimmung der Begriffe des Rituals und des Spiels zu ermöglichen, muss zunächst geklärt werden, in welchem theoretischen Rahmen diese Begriffe bestimmt werden. Was nämlich unter Kommunikation verstanden wird, variiert mit der jeweiligen Forschungsperspektive. So gibt es beispielsweise Ansätze, innerhalb derer entweder ausschließlich die kommunikativen Dimensionen von (Massen-)Medien betrachtet werden, solche, die die kognitiven (Verstehens-)Leistungen beim Kommunizieren fokussieren, oder allgemeine Kommunikationstheorien, welche medienvermittelte Kommunikation lediglich als Unterform von Kommunikation betrachten. Die vorliegende Arbeit stellt sich in die Tradition der *verständigungsorientierten Kommunikationstheorie*.

In der verständigungsorientierten Kommunikationstheorie ist der Ausgang für Kommunikation stets ein Handlungsproblem, das von den beteiligten Handlungssubjekten gemeinsam bearbeitet wird. Im Prozess der Kommunikation ist es daher notwendig, dass die Akteure sich koordinieren bzw. koorientieren und dabei wechselseitige Steuerungsprozesse ausführen (vgl. Reichertz 2009). Derartige Steuerungsprozesse bringen soziale Ordnung und die sozial konstruierte Wirklichkeit hervor (vgl. Keller/Knoblach/Reichertz 2013).

Dieses Verständnis von Kommunikation fühlt sich einem interdisziplinären Zugang verpflichtet. Diesem Ansatz zufolge ist jeder Kommunikationsprozess komplex und vieldimensional. Um die Begriffe des Rituals und des Spiels als zentrale Begriffe der Kommunikationstheorie bestimmen zu können, gilt es nun, zu klären, was die konstitutiven Bestandteile der verständigungsorientierten Kommunikationstheorie sind. Diese Bestandteile fungieren bei der empirischen Klärung des Ritual- und des Spielbegriffs als Formen kommunikativer Ordnungsbildungsprozesse als begrifflicher Rahmen: Der Ritual- wie auch der Spielbegriff müssen *unter Rückgriff auf die Terminologie der Kommunikationstheorie* näher bestimmt werden und dabei muss das je Spezifische des Rituals bzw. des Spiels trennscharf expliziert werden.

Um das Begriffsinventarium der verständigungsorientierten Kommunikationstheorie zu klären, wird zunächst die Traditionslinie der verständigungsorientierten Kommunikationstheorie von der verstehensorientierten Kommunikationstheorie abgegrenzt (Kap. 2.1). Da die verständigungsorientierte Kommunikationstheorie der Wissenssoziologie zugeordnet wird, müssen die Begriffe des Wissens und der Wirklichkeit sowie deren kommunikative Konstruktionsprozesse beschrieben werden (Kap. 2.2). Dieser Konstruktionsprozess vollzieht sich in differenzierbaren, symbolisch bedeutungsvollen Praktiken (Kap. 2.3), welche

allesamt in konkrete Handlungssituationen eingebettet sind (Kap. 2.4). Abschließend wird das Handlungssubjekt, welches die Kommunikationsprozesse durchführt, näher bestimmt und es wird aufgezeigt, inwiefern es sich selbst in Kommunikationsprozessen darstellt (Kap. 2.5). Schließlich werden die einzelnen gegenwärtigen Befunde zusammengefasst und verallgemeinert, sodass deutlich wird, weshalb die verständigungsorientierte Kommunikationstheorie für gegenwärtige soziale Ordnungsbildungsprozesse eine angemessene Beschreibung darstellt, in der es sich lohnt, eine aufwändige Begriffsbestimmung vorzunehmen, um die Begriffe des Rituals und des Spiels zu implementieren.

2.1 Verstehen oder verständigen?

Jede Theorie verdankt sich einem Problem, das sie beschreiben, verstehen und erklären soll. Kommunikationstheorien stellen selbstreflexive Bestrebungen moderner Gesellschaften dar, die komplexen Ordnungsbildungs- und Steuerungsprozesse zu beschreiben. Diesem Ziel widmen sich zwei Traditionslinien von Kommunikationstheorien: die verstehens- und die verständigungsorientierte Kommunikationstheorie (vgl. Reichertz 2009: 84 ff.).

Die Ansätze, die der Tradition der verstehensorientierten Kommunikationstheorie zugerechnet werden, zielen auf den Nachvollzug der intentionalen Gehalte kommunikativer Handlungen ab. Die Quellen derartiger Ansätze liegen in der Philosophie des Idealismus sowie in der Phänomenologie. Ausgehend von der Setzung eines bewusstseinsbegabten Subjekts wird unterstellt, dass Kommunikation als Spezialfall des sozialen Handelns den Versuch darstellt, die Bewusstseinsinhalte von einem Kommunikationspartner zu einem anderen zu vermitteln (vgl. exemplarisch Schütz 1974).

Eine Vielzahl von eigenständigen Kommunikationstheorien zielt auf die Frage ab, wie dieses Problem theoretisch erfasst werden kann. Zu diesen Ansätzen zählen beispielsweise die Ansätze, die sich ausgehend von Weber und Schütz bis hin zu Ungeheuer und Luhmann entwickelt haben (vgl. Weber 1976; Ungeheuer 1987). In Anlehnung an die egologische Perspektive von Weber, der die (Re-)Konstruktion subjektiver Sinnsetzungsvorgänge anstrebt, entwickelte Schütz eine Theorie des Fremdverstehens, der zufolge Fremdverstehen immer nur als Akt der Selbstausslegung vollzogen werden kann. Schütz' Theorie ermöglicht das Verstehen des pragmatischen Um-zu-Motivs des Handelns, während die echten Weil-Motive verborgen bleiben (vgl. Schütz 1974).

Eine echte und eigenständige Kommunikationstheorie formuliert Luhmann. Dieser unterstellt die grundsätzliche Intransparenz psychischer Systeme, die Bestandteil eines selbstreferenziellen Kommunikationsprozesses seien. Kommunikation sei dabei eine dreifache Selektion, bei der aus der inhaltlichen Informa-

tion und der Form ihrer Darbietung, der Mitteilung, eine Differenzerfahrung für das psychische System evoziert werde. Diese Differenzerfahrung wird als Verstehen bezeichnet und verändert den inneren Zustand des psychischen Systems, wobei das psychische System selbst weder ursächlich noch als Ziel der Kommunikation an diesem Prozess beteiligt ist (vgl. Luhmann 2008).

Einen weiteren Beitrag zu den verstehensorientierten Ansätzen liefert Ungeheuer. Dieser entwirft eine interdisziplinäre Kommunikationstheorie, die auf den drei folgenden Voraussetzungen beruht: dass Kommunikation ein spezifisch *menschliches* Phänomen darstellt, bei dem *Zeichen* zum Einsatz kommen und das in eine übergeordnete *Sozialhandlung* eingebunden ist. Unter Rekurs auf Kant entwickelt Ungeheuer die Vorstellung, dass soziale Subjekte im Zuge ihrer Lebenserfahrungen eine innere Weltsicht konstruieren, die er als „individuelle Welttheorie“ (vgl. Ungeheuer 1987: 308) bezeichnet. Kommunikation stelle den Versuch dar, diese Innensicht des Subjekts an einen Hörer zu vermitteln. Dies scheitere daran, dass das Symbolsystem, das Menschen verwenden, immer elliptisch und somit unzureichend sei, um diese Erfahrungen zu vermitteln. Der Hörer differenziere im Kommunikationsprozess lediglich seine individuelle Welttheorie aus; allerdings werde keine soziale Welttheorie zwischen den Beteiligten geschaffen. Kommunikation sei demnach prinzipiell fallibel, d. h. mit Blick auf ihren Zweck unzulänglich. Sozialhandlungen könnten nur andeuten, ob eine Botschaft verstanden wurde, aber mit Sicherheit könne dies nie festgestellt werden (vgl. Ungeheuer 1987).

Abseits dieser Ansätze wird die Informationstheorie formuliert. Diese ist prominent durch das Sender-Empfänger-Modell. Dieses Modell postuliert, dass sich Kommunikation in der De- und Enkodierung von Signalen erschöpft. All die bis hierhin vorgestellten verstehensorientierten Ansätze können epistemologisch dem radikalen Konstruktivismus zugerechnet werden. Die Konstruktion von Wirklichkeit findet hierbei nur in den Köpfen der Subjekte statt. Die Subjekte werden in diesen Theorien a priori konstitutiv vorausgesetzt. Die Subjekte konstruieren Wirklichkeit, indem sie äußerliche Signale zu einer inneren Konstruktion wandeln. Die verstehensorientierte Kommunikationstheorie versucht demnach, eine Antwort auf die Frage zu formulieren, wie Botschaften von einem zu einem anderen Individuum übermittelt werden und wie diese Subjekte damit im Inneren, d. h. kognitiv, umgehen (vgl. hierzu exemplarisch von Glasersfeld 1997).

Demgegenüber existiert eine Tradition von Kommunikationstheorien, für die das Verstehen lediglich einen Bestandteil eines umfassenderen Verständigungsprozesses darstellt. Diese Traditionslinie entspringt dem amerikanischen Pragmatismus. In dieser Tradition stellt Kommunikation einen Verständigungsprozess dar, der sich nicht in kognitiven Verstehensleistungen erschöpft, sondern

intersubjektive Wirkungen entfaltet. Dieser Tradition geht es nicht – zumindest nicht vornehmlich – um die Frage, welche Rolle die Intention im Kommunikationsgeschehen spielt, sondern darum, wie in Anschlusshandlungen stets soziale Wirklichkeit(en) (vgl. James 1977) aufs Neue ausgehandelt werden.

Im Gegensatz zu der Annahme, dass ein Subjekt *vor* der Kommunikation gegeben ist, entwickelt sich aus der Perspektive der Vertreter des Pragmatismus das Handlungssubjekt erst *im Verlauf* kommunikativer Prozesse. Begründet wird diese Annahme durch Cooleys Looking-Glass Self: In Auseinandersetzung mit der sozialen Welt und durch deren praktische Rückmeldungen entwickle sich ein selbstreflektierendes Subjekt, das sich aus der Perspektive der anderen betrachten könne (vgl. Cooley 1998). Kommunikation ist der Prozess, durch den die Gattung Mensch sich evolutionär von anderen Gattungen absetzt, sich von der Natur distanziert und Kultur schafft (vgl. Gehlen 1961) und somit die soziale Welt formt.

Mead entwickelt Cooleys Gedanken weiter, indem er die Relevanz der Symbole und der Sprache im kommunikativen Austausch betont. Der Einsatz signifikanter Symbole in Interaktionsprozessen ist für Mead eine wesentliche Grundlage menschlicher Kooperation, welche die jeweilige soziale Ordnung und mit ihr ihre sozialen Subjekte ausbildet (vgl. Mead 1973: 299 f.). Diese soziale Ordnung ist somit weniger in Ideen präsent als vielmehr in der jeweiligen Handlungspraxis, bei der kollektive Bedeutungsstrukturen geschaffen werden. Die Vorstellung, dass die soziale und die individuelle Identität in kommunikativen Prozessen geschaffen werden, wird sukzessive mit der zum damaligen Zeitpunkt prominenten Rollentheorie verknüpft: Strauss und Goffman betonen, dass die soziale Welt auch typische Rollenmuster hervorbringe, die das Subjekt ausfüllen könne, um Abstimmungsprozesse erfolgreich zu gestalten und die soziale Welt *in Ordnung* zu halten (vgl. Goffman 2002; Strauss 1985).

Die Vorstellung, dass die soziale Welt in kommunikativen Verständigungsprozessen hervorgebracht wird, wird auch in anderen soziologischen Strömungen formuliert, auch wenn diese den Begriff der Kommunikation nicht explizit verwenden. Für Durkheim bedingen Kollektivprozesse soziale Vergemeinschaftung (vgl. Durkheim 1981), für Wittgenstein bringen Sprachpraktiken erst ihre Gegenstände hervor (vgl. Wittgenstein 1977), für Austin ist das Sprechen eine Handlung, die wirkliche Folgen nach sich zieht (vgl. Austin 1972). All diese Ansätze lassen sich aus heutiger Sicht den verständigungsorientierten Ansätzen zurechnen, da ihr jeweiliges Erkenntnisinteresse stets auf die realen Konsequenzen sozialer Interaktionsprozesse gerichtet ist.

Der Begriff der Verständigung soll hier demzufolge bedeuten, dass soziale Handlungssubjekte in symbolischen Interaktionsprozessen eine soziale Welt inklusive ihrer Subjekte mitsamt deren Identität schaffen (vgl. Tomasello 2002).

Dazu muss das Verstehen als Moment des Kommunikationsprozesses begriffen werden, der an die Verständigung geknüpft ist. *Verständigung* beginnt, sobald ein kommunikativer „Eröffnungszug“ (*move*; vgl. Goffman 2005: 94) in einer Situation, in der sich zwei Akteure gegenseitig wahrnehmen, getätigt wird. Um die erwartete Anschlusshandlung vollziehen zu können, greifen Subjekte auf gesellschaftlich verbürgte Praxis- und Interpretationsmuster zurück und zeigen mit der Anschlusshandlung an, wie sie den Eröffnungszug verstanden haben. Im Zentrum der verständigungsorientierten Kommunikationstheorie stehen demnach die kommunikativen Ausdrucksformen, die einen gewünschten Eindruck hinterlassen sollen (vgl. Goffman 2002). Es geht aber nicht um die Frage nach dem Eindruck selbst – dieser ist wiederum nur anhand des Ausdrucks der Kommunikationssubjekte verstehbar.

Kommunikation erschöpft sich somit nicht im Verstehen, sondern im Kommunikationsprozess wird anhand der Anschlusshandlungen immer auch angezeigt, *wie* etwas verstanden wird. Verstehen kann nicht als das symbiotische Erfassen intentionaler Gehalte begriffen werden, sondern lediglich als Verstehen der Pragmatik sozialer Handlungen – mehr können auch hermeneutische Verfahren nicht leisten. Verstehen ist, wie Schütz in seinem Spätwerk ausführt „by no means a private affair of the observer [...] [but; M.R.] made in common-sense thinking“ (Schütz 1954: 264) und ermöglicht „Einsicht in soziale Prozesse“ (Hörning 1999: 98).

Kommunikation gehört somit zu den grundlegenden ordnungsstiftenden Prozessen des sozialen Lebens, in denen die kommunikative Praxis immer als *etwas* verstanden wird und gerade deshalb zum Motor für Anschlusshandlungen wird. Erst im Verlauf von Verständigungsprozessen kann Verstehen somit gesichert werden. Verstehen kann hingegen nicht als Zweck oder Ziel kommunikativer Akte aufgefasst werden. Für die Konzeption eines Ritual- und eines Spielbegriffs gilt somit, dass die Begriffe im Rahmen einer verständigungsorientierten Kommunikationstheorie keine singulären Äußerungen erfassen, sondern einen Verständigungsprozess abdecken sollen, bei dem Akteure sich wechselseitig koordinieren und koorientieren und eine spezifische Form von Wirklichkeit hervorbringen. Was der Begriff der Wirklichkeit bedeutet, gilt es nun zu spezifizieren.

2.2 Kommunikativer Konstruktivismus im Rahmen der Wissenssoziologie

Die soziale Welt muss als das Ergebnis kontinuierlicher intersubjektiver Aushandlungsprozesse aufgefasst werden. Diese Vorstellung haben Berger und Luckmann in der Neufassung der Wissenssoziologie als Sozialkonstruktivismus

eingeführt (vgl. Berger/Luckmann 2003). Berger und Luckmann definieren die gesellschaftliche Wirklichkeit als ein soziales Konstrukt infolge reziproker sozialer Handlungen. Das Handlungssubjekt wird dabei als Träger von Wissen über die Wirklichkeit ausgewiesen. In der empirischen Forschung hat der Begriff der Kommunikation den der Handlung bereits ersetzt, wodurch auch eine paradigmatische Wendung angedeutet wird (vgl. Knoblauch 2013). Insofern bedeutet die strategische Positionierung eines Ritual- und eines Spielbegriffs, diese Wende durch die Ausdifferenzierung des Begriffsinventariums weiter voranzutreiben.

Eine zentrale Grundprämisse der verständigungsorientierten Kommunikationstheorie lautet, dass der Mensch darauf angewiesen ist, zu handeln. Diese Grundannahme stammt aus der philosophischen Anthropologie. Demnach stellt der Mensch im Vergleich zum Tier ein Mängelwesen dar, das sich im Zuge der evolutionären Entwicklung weitestgehend seiner Instinkte entledigt hat. Der Mensch lebt in einer kulturellen statt einer natürlichen Umwelt. Kultur stellt Menschen typische Lösungen für typische Probleme zur Verfügung: Der Mensch schafft sich seine eigenen sozialen Ordnungen. Anstelle der Instinkte entwickelt der menschliche Organismus den Geist, das planende und antizipierende, selbstreflektierende Bewusstsein, welches von der entlastenden Funktion der Institutionen profitiert (vgl. Berger/Luckmann 2003; Gehlen 2004; Mead 1973). Menschen verhalten sich demnach nicht nur, sondern führen (soziale) Handlungen aus. Bewusstseinsbegabte Subjekte führen sinnhafte Handlungen aus, die dann als soziale Handlungen einzustufen sind, insofern sie sich sinnhaft an dem Handeln anderer orientieren (vgl. Weber 1976).

Der Begriff der Kommunikation ist für den eher handlungsorientierten Sozialkonstruktivismus nach Berger und Luckmann nicht von großer Relevanz. Die verständigungsorientierte Kommunikationstheorie wird erst in der Fortführung und Weiterentwicklung des Sozialkonstruktivismus u. a. durch Soeffner, Hitzler, Knoblauch, Keller und Reichertz sowie weitere Vertretern der wissenssoziologischen Hermeneutik formuliert. Der Forschungsstand wird durch fortwährende empirische Arbeiten im Rahmen des Programms der „Hermeneutischen Wissenssoziologie“ (vgl. Hitzler/Reichertz/Schröder 1999) einerseits und durch theoretische Weiterentwicklungen andererseits kontinuierlich fortentwickelt. Im Zentrum dieser Weiterentwicklung steht der Kommunikationsbegriff. Es wird unterstellt, dass die Konstruktion sozialer Wirklichkeit das Ergebnis kommunikativer Aushandlungsprozesse ist: Dieses Konzept wird als „Kommunikativer Konstruktivismus“ (vgl. Keller/Knoblauch/Reichertz 2013) bezeichnet.

Als Fortführung des Sozialkonstruktivismus existiert für den kommunikativen Konstruktivismus die Wirklichkeit nur in Form des Wissens, das die Handlungssubjekte über diese Wirklichkeit besitzen (vgl. Berger/Luckmann 2003: 1). Menschen werden in eine Gesellschaft mit einem sozialen Wissensvorrat hinein-

geboren, erwerben Teile dieses Wissens als subjektiven Wissensvorrat im Rahmen von kommunikativen Praktiken und wenden es in sozialen Prozessen praktisch an. Wissen wird in Handlungen bzw. in Kommunikation hervorgebracht und steht anschließend als intersubjektiv verbürgte Wissensstruktur zur Verfügung, um Phänomene verstehen bzw. erkennen und entsprechend der in sie eingelagerten Handlungsaufgaben handeln zu können. Dieses Wissen kann in das explizite und das implizite Wissen unterschieden werden.

Explizites Wissen ist sprachlich verfasst. Dieses Wissen steht für Rechtfertigungen, Begründungen, Plausibilisierungen und Argumentationen zur Verfügung. Zudem kann auf explizites Wissen zurückgegriffen werden, um kommunikative Handlungen reflektiert, bewusst und antizipierend zu planen. Besondere Relevanz wird dem expliziten Wissen bei der Legitimierung von Institutionen zugesprochen. Legitimierungen sorgen dafür, dass Wissen als eine „sekundäre Objektivation von Sinn“ (Berger/Luckmann 2003: 98) konserviert wird. In alltäglichen Verständigungsprozessen stellen kommunikative Handlungen, die unter Rückgriff auf explizites Wissen geplant werden, lediglich einen seltenen Fall in der Menge kommunikativer Prozesse dar (vgl. Reichertz 2009: 51).

Weit häufiger greifen Handlungssubjekte auf das ihnen zur Verfügung stehende implizite Wissen zurück. Das implizite Wissen ist das stumme, körperbasierte Wissen, das für den reibungslosen Ablauf und für den angemessenen Einsatz von Worten und Taten verantwortlich gemacht werden kann, ohne dass sich die Handlungssubjekte diesem bewusst zuwenden müssen. Dieses Wissen besitzt daher für die Bewältigung des sozialen Alltags eine wesentlich höhere Bedeutung als das explizite Wissen. Implizites Wissen stellt das Know-how des Körpers dar und ist wesentlich komplexer und verzweigter, als es die Strukturen des expliziten Wissens sind. Know-how bedeutet so viel wie eine stumme Könnerschaft, dem sich Handlungssubjekte nur schwerlich bewusst zuwenden können. Dieses implizite Wissen verbleibt unscharf, da es nicht oder zumindest nur sehr schwer und umständlich explizierbar ist. Dies gilt z. B. für die grammatikalischen Regeln des Sprechens, die beim Sprechen aktiv sind, die aber Muttersprachlern einer Sprache gewöhnlich nicht bewusst oder explizit bekannt sind. Vielmehr werden derartige Kompetenzen über den Vollzug von sozialen Praktiken in den Körper eingeschrieben und nicht kognitiv erfasst bzw. erfassbar.

Damit das Wissen angemessen in sozialen Abstimmungsprozessen zum Einsatz kommt, bedarf es des korrekten Erkennens und Verstehens fremder Handlungsvollzüge in ihrer jeweiligen situativen Einbettung. In typischen, wiederkehrenden situativen Arrangements vollziehen Subjekte symbolisch bedeutungsvolle Praktiken. Handlungssubjekte interpretieren die Bedeutung dieser Praktiken wechselseitig aufgrund ihres Erkenntnis- und Wahrheitswissens. Aufgrund dieser wissensgestützten Interpretation sind sie in der Lage, pragmatisch

an die vorangegangene Handlung anzuschließen. Wissen befähigt demnach dazu, alltägliche und außeralltägliche (Handlungs-)Probleme zu lösen. Wissen scheint so lange hinreichend gesichert, um kommunikativ anschlussfähig zu agieren, bis die Praxis ins Stocken gerät (vgl. Hörning 2004: 32). Dann kann der Strom der Praxis unterbrochen und bewusst sowie reflektierend gedacht werden (vgl. Plessner 1975; Mead 1973).

Handlungssubjekte sind stets Träger differenter Wissensvorräte. Bereits Berger und Luckmann haben die gesellschaftliche Wirklichkeit als aufgefächert in Subsinnwelten mit entsprechenden (Sonder-)Wissensbeständen beschrieben. Gegenwärtige Befunde lauten, dass sich die soziale Wirklichkeit und mit ihr die gesellschaftlichen Wissensbestände dahingehend ausdifferenzieren, dass disparate und widersprüchliche Wirklichkeitsentwürfe und Wissensbestände in einer Gesellschaft existieren. Dies hängt damit zusammen, dass es zu schnell wechselnden sozialen „Figurationen“ (vgl. Elias 1971: 11 ff.) kommt, die jeweils neue Wissensbestände ausformulieren. Auch die zunehmende Mobilität und Globalisierung tragen zu einer Veränderung der Wissensbestände bei, sodass Wirklichkeitsentwürfe und Wissensordnungen flüchtig und fluide werden – zumindest im Vergleich zu der geordneten rationalen Moderne, wie sie bis in die Mitte des 21. Jahrhunderts existierte (Beck/Bonß/Lau 2001: 35). Das bedeutet, dass in situativen handlungspraktischen Verschränkungen stets neue Wirklichkeitsentwürfe und plurale Wissensbestände formuliert werden, die nun nebeneinander existieren. All dies fordert Akteure dazu heraus, sich stets flexibel auf derartige Dynamiken einzulassen. Auf diese Weise bilden sich vielfältige Perspektiven und Wissensbestände aus, weshalb es zunehmend schwierig ist, ein gemeinsames Bedeutungsuniversum samt einer Zentralperspektive, d. h. eines gemeinsamen „verallgemeinerten Anderen“ (vgl. Mead 1973: 196), auszubilden. Diesen Entwicklungen wird der Kommunikative Konstruktivismus als die Weiterentwicklung des Sozialkonstruktivismus in besonderer Weise gerecht, da dieser auf die konkreten Aushandlungsprozesse von Bedeutungen und die Koordinationsprozesse fokussiert – er nimmt also die Konstruktionsprozesse der Wirklichkeitskonstruktionen und Wissensbestände *in statu nascendi* in den Blick.

Bei der Formulierung eines Ritual- und eines Spielbegriffs muss demnach im Blick behalten werden, inwiefern die Begriffe dazu beitragen können, Prozesse der kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit und Wissen zu verstehen und zu erklären. Die Begriffe müssen eine Antwort auf die Frage liefern können, wie und warum Menschen kommunikative Handlungen reziprok anordnen und organisieren, wie sie ihr Wissen einsetzen und ggf. neue Wissensbestände hervorbringen. Allerdings muss der Begriff der Kommunikation weiter spezifiziert werden, um aufzeigen zu können, welchen konkreten Herausforderungen Hand-

lungssubjekte ausgesetzt sind und welche Ressourcen ihnen zur Verfügung stehen, um kommunikative Prozesse zu gestalten.

2.3 Die symbolische Bedeutung kommunikativer Praktiken

Reichertz zufolge kann Kommunikation wie folgt definiert werden:

„Kommunikation ist menschliche Verhaltensabstimmung mittels symbolischer Mittel, die in soziale Praktiken eingebettet sind. Kommunikation ist also stets eine Form sozialen Handelns, ihr Ausgangspunkt ist ein Handlungsproblem. Kommunikation ist Ausdruck einer spezifischen, einer bestimmten Situation [...], die ein Handlungsproblem hervorgebracht hat, das mittels Kommunikation bearbeitet werden soll“ (Reichertz 2009: 98).

Will man nun die Begriffe des Rituals und des Spiels als Formen kommunikativer Prozesse konzipieren, ist es unablässig, danach zu fragen, welche Formen kommunikativer Praktiken mit den Begriffen abgebildet werden sollen und wie Handlungs-subjekte auf diese zurückgreifen, um Handlungsprobleme zu lösen.

Überträgt man die klassische soziologische Handlungsterminologie auf kommunikative Prozesse, kann man nun unterschiedliche Modi kommunikativer Praktiken idealtypisch unterscheiden. Unter *kommunikativem Handeln* wird Kommunikation verstanden, die bei voller Bewusstheit und unter Rückgriff auf einen exakten Handlungsplan vollzogen wird. Schimank weist darauf hin, dass selbst vermeintlich rationale Handlungsentscheidungen lediglich quasi-rational sind, da Akteure niemals im Besitz der vollständigen Informationen über die Entscheidungssituation sind, sondern sich mit Rationalitätsfiktionen begnügen müssen, die gesellschaftlich verbürgte und bewährte Lösungen umfassen (vgl. Schimank 2005: 371 ff.).

Typische, wiederkehrende Handlungsprobleme werden häufig nicht unter voller Bewusstheit ausgeführt. Darauf wies bereits Weber hin:

„Das *reale* Handeln verläuft in der großen Masse seiner Fälle in dumpfer Halbbe-wußtheit oder Unbewußtheit seines ‚gemeinten Sinns‘. Der Handelnde ‚fühlt‘ ihn mehr unbestimmt, als daß er ihn wüßte oder ‚sich klar machte‘, handelt in der Mehrzahl der Fälle triebhaft oder gewohnheitsmäßig. [...] Wirklich effektiv, d. h. voll bewußt und klar, sinnhaftes Handeln ist in der Realität stets nur ein Grenzfall“ (Weber 1976: 10; Hervorhebungen im Original).

Um diese indirekt bereits von Weber erwähnten sozialen Praktiken begrifflich trennscharf erfassen zu können, schlägt Reichertz den Begriff des kommunikativen Tuns vor. Als *kommunikatives Tun* werden kommunikative Routinen bezeichnet, die menschliche Akteure ausführen, ohne sich bewusst Gedanken über den Ablauf des Kommunikationsprozesses zu machen. Die Routiniertheit des

Tuns wird demnach weder geplant noch ist sie Zufall, sondern sie ist das Ergebnis von Sozialisationsprozessen einerseits und ständiger Teilnahme an kommunikativen Praktiken andererseits. Der verständigungsorientierten Kommunikationstheorie zufolge ist jeder kommunikative Akt mit einem subjektiven Sinn versehen, der jedoch im Falle des kommunikativen Tuns, das körperlich und mental eingespielte Routinen umfasst, nicht aktuell bewusst vorliegen muss. Soziale Praktiken – egal ob inkorporiert in das kommunikative Handeln oder Tun – sind somit zwar grundsätzlich auf Bewusstsein angewiesen, aber dies bedeutet nicht, dass Handlungssubjekte alle Entscheidungen bei vollem Bewusstsein treffen, weil die meisten Handlungsprobleme unter Rückgriff auf eine implizite Könnerschaft bzw. implizites Wissen hinreichend vollzogen werden können.

Von entscheidender Bedeutung für das Gelingen kommunikativer Prozesse ist nun die Frage, wie die jeweiligen Handlungen als bedeutungsvolle Praktiken durch die Handlungssubjekte interpretiert werden. Aus der Perspektive der verständigungsorientierten Kommunikationstheorie ist es daher sinnvoll, jede Handlung als symbolisch bedeutungstragende Handlung aufzufassen. Der zentrale Impuls für die Relevanz der Symbole in der verständigungsorientierten Kommunikationstheorie stammt aus dem amerikanischen Pragmatismus. Die Bedeutung von Gesten oder Symbolen kommt Mead zufolge zustande, wenn Interaktionspartner ihr Verhalten sinnvoll auf einen Reiz hin koordinieren. Dabei erhält eine symbolische Geste ihre Bedeutung erst durch eine Anschlusshandlung. Als signifikant werden Symbole bezeichnet, wenn sowohl der Hörer als auch der Sprecher einen Reiz auf die gleiche Art und Weise wahrnehmen und er in beiden das Gleiche auslöst, was Mead zufolge nur durch sprachliche Interaktion garantiert wird (vgl. Mead 1973: 109). Diese Bestimmung von Signifikanz ermöglicht es den Akteuren, die Bedeutung von Symbolen anhand der antizipierten Anschlusshandlung des Gegenübers nach innen zu erfassen. Dieses Antizipationsvermögen befähigt sie dazu, Handlungen mental zu planen und Reaktionen auf die Handlungen vorwegzunehmen. In den wechselseitigen Verhaltensabstimmungsprozessen entsteht ein intersubjektives Bedeutungsgefüge (vgl. Mead 1973: 111 ff.). Blumer geht in Anschluss an Mead einen Schritt weiter, indem er die signifikante Bedeutung nicht auf vokale Gesten beschränkt. In Anlehnung an die Prämissen des symbolischen Interaktionismus kann festgehalten werden, dass auch Objekte eine Bedeutung besitzen und dass Menschen aufgrund dieser Bedeutung handeln und diese Bedeutung auch verändern können (vgl. Blumer 1981).

Betrachtet man nun näher, was eigentlich symbolisiert wird, wird die Vielgestaltigkeit des menschlichen Ausdrucksrepertoires, d. h. die Vielgestaltigkeit kommunikativer Praktiken, offenkundig. Kommunikation vollzieht sich nicht ausschließlich mittels Worten. Nonverbale Aspekte (Körpersprache, Mimik, Gestik u.

v. m.) spielen häufig eine weitaus größere Rolle in Verständigungsprozessen als die verbalen Kommunikationsakte (vgl. Watzlawick et. al. 1990: 53 ff.). Dies ist v. a. von Relevanz, wenn die Bedeutung des Gesagten von der nonverbal kommunizierten Botschaft abweicht. Die Bedeutung nonverbaler Aspekte spielt daher eine zentrale Rolle bei kommunikativen Ordnungsbildungsprozessen.

Sprache wird als das präziseste und ausdifferenzierteste aller Symbolsysteme gehandelt (vgl. Berger/Luckmann 2003: 39 ff.). Mithilfe von Sprache gelingen Argumentationen, Rechtfertigungen und die Angabe von Gründen für unser Handeln (vgl. Brandom 2001). Insofern kann die Sprache vornehmlich als rationales, institutionell abgesichertes Verständigungssystem begriffen werden, dessen sich Handlungssubjekte bedienen können.

Auch der menschliche Körper ist symbolisch überformt. Dies betrifft den Körper als Oberfläche ebenso wie den Körper als Träger eines erworbenen – und hier Knoblauch in kritischer Auseinandersetzung mit Bourdieu folgend – individuellen Habitus (vgl. Bourdieu 1987a; Knoblauch 2003) sowie als Repräsentationsfläche für Embleme (Kleidung, Schmuck, Tattoos; vgl. Soeffner 1992). In besonderer Art und Weise bietet sich der Körper - und hierbei handelt es sich um einen zuweilen vernachlässigten Aspekt – zur Kommunikation von Emotionen an. Die Relevanz der Emotionen in kommunikativen Prozessen erstreckt sich über ein vielfältiges Spektrum. Dieses umfasst die Frage danach, wie Emotionen kontrolliert und ausgedrückt werden (vgl. hierzu Elias 1976a/b) und welche kommunikative Funktion dem kommunikativen Austausch zukommt (vgl. Ekman 2010; Hochschild 1990). Illouz unterstellt gar, dass der Umgang mit symbolisch codierten Emotionen im Fortschreiten der Moderne einen wesentlichen Faktor für heutige die Kommunikationskultur darstellt. Diese Kommunikationskultur sei im Wesentlichen dadurch gekennzeichnet, dass Handlungssubjekte feinsinnige soziale Beziehungen etablierte (vgl. Illouz 2007). Emotionen können jedoch ebenso in Form kollektiver Erregungen als Grundlage für intensive und effektive Vergesellschaftungsprozessen dienen (vgl. Durkheim 1981; Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008). Der Einsatz symbolisch codierter Emotionen variiert demnach von der symbolischen Ausdruckskontrolle bis hin zur körperlich intensiven Erfahrung eines symbolischen Bedeutungsgehalts (vgl. Soeffner 1992).

Für erfolgreiche Verständigung ist die Bedeutungskonstanz von Symbolen zunächst eine zentrale Bedingung. Symbole stellen eine intersubjektiv geteilte Zwischenwelt zwischen den Handelnden dar. Subjekte codieren ihren Ausdruck symbolisch, um verstanden zu werden – es ist also der der symbolisch codierte Ausdruck, der anschließend vom Gegenüber unter Rückgriff auf sozial geteiltes Wissen interpretiert wird (vgl. Reichertz 2009: 102 f.). Das Wissen über die soziale Bedeutung der Symbole erwerben Individuen durch die Teilnahme an

Interaktionsprozessen, in denen sie das symbolische Bedeutungsuniversum (vgl. Reichertz 2009: 167) als Wissen nach innen nehmen und zugleich eine fiktive soziale Gruppe nach außen repräsentieren. In den bereits umschriebenen kommunikativen Praktiken werden die symbolischen Bedeutungsstrukturen dann zumeist unbewusst, routiniert und strategisch vom Handlungssubjekt eingesetzt. Dennoch sind Menschen bei der Symbolverwendung zu nichts festgelegt. In unterschiedlichen Situationen können die symbolischen Ausdruckshandlungen kreativ eingesetzt werden. Dies kann zu unterschiedlichen Zwecken geschehen, nämlich je nachdem, welchen Eindruck man beim Kommunikationspartner hinterlassen möchte oder bei der Abgrenzung von sozialen Gruppen bzw. Figurationen (vgl. Elias 1971; vgl. Kap. 2.5).

Das bedeutet für das Anliegen der vorliegenden Arbeit, dass die Begriffe des Rituals und des Spiels Prozesse abbilden müssen, in denen Handlungssubjekte Symbole einsetzen und durch die Verkettung kommunikativer Handlungen eine gemeinsame Praxis generieren, die eine spezifische Bedeutungsstruktur hervorbringt oder verändert. Schließlich sind Bedeutungsstrukturen in und durch den Einsatz in symbolisch codierten Kommunikationspraktiken veränderbar und erhalten ihre Bedeutung immer in einer konkreten Kommunikationssituation, die es im Folgenden näher zu betrachten gilt.

2.4 Die Ordnung der Situation

Jeder Kommunikationsprozess findet in einer konkreten sozialen Situation statt. Sobald zwei Menschen miteinander in Kontakt treten, werden sie, sei dies bewusst oder unbewusst, ihre aktuelle Position in Relation zur Situation in ihren kommunikativen Praktiken berücksichtigen müssen, wenn sie ihre Handlungen erfolgreich koordinieren wollen. Nach Goffman suchen Handlungssubjekte zu Beginn jeder Kommunikationssituation immer eine Antwort auf die Frage „Was geht hier eigentlich vor?“ (Goffman 1977: 16). Die Antwort auf diese Frage ist das Ergebnis einer situativen Interpretationsleistung. Dabei handelt es sich um eine Einschätzung, um welche typische Handlungssituation es sich nach Auffassung der Interaktanten handelt. Diese Einschätzung bestimmt die Bedeutung von Dingen und Personen sowie die kommunikativen Praktiken, die dann situiert zum Einsatz gebracht werden. Soeffner spricht von „typisierten Handlungszusammenhängen“ (vgl. Soeffner 2004a: 163), die sich Akteure gegenseitig in symbolisch bedeutungsvollen Ausdruckshandlungen anzeigen und die zu realen Konsequenzen führen. Dies haben bereits Thomas und Thomas angemerkt: „If men define situations as real, they are real in their consequences“ (Thomas/Thomas 1928: 572). Für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit bedeutet dies, Rituale und Spiele nicht als Phänomene zu verstehen, die fernab alltäglicher

Wirklichkeit stattfinden, sondern als Prozesse der kommunikativen Bewältigung des Alltags zu begreifen.

Für die verständigungsorientierte Kommunikationstheorie ist es grundlegend, die Situation kommunikativer Praktiken in den Blick zu nehmen:

„Das [Problemlösen; M. R.] bedeutet [...], dass jeder immer für sich – wenn auch meist völlig nebenbei, [sic!] klären muss, in welcher Situation er sich gerade befindet: Ist sie gefährlich oder glücklich? Wer ist der Andere bzw. wer sind die Anderen, wer bin ich für den Anderen/die Anderen? Was ist hier eigentlich los?“ (Reichertz 2009: 100).

Die Antwort auf diese Fragen hängt zunächst von vielerlei Kriterien ab, die ein erfolgreiches Situationsmanagement erst ermöglichen (vgl. Goffman 2009): Gibt es mit den anderen Kommunikationspartnern eine gemeinsame Interaktionsgeschichte oder nicht? Handelt es sich um eine zentrierte Interaktionssituation, die einen hohen persönlichen Verpflichtungsgrad verlangt oder um eine offene, nicht zentrierte Interaktion? Wie viel „Engagement“ (vgl. Goffman 2009: 53) ist von meiner Person in der Situation angemessen? Und schließlich geht es um die Frage: Welcher symbolisch codierte Ausdruck ist geeignet, um einen gewünschten Eindruck beim Gegenüber hervorzurufen? Die kommunikativen Akte der Handlungssubjekte, die als Antworten auf derartige Fragen aufgefasst werden müssen, fügen sich in einen kommunikativen Verständigungsprozess ein. Der konkrete Verlauf ist nur vor dem Hintergrund der jeweiligen sozialen Situation verstehbar. Die Situationen sind es demnach, die den Handlungen ihren sozialen Sinn bzw. ihre jeweilige Bedeutung zuweisen.

Um in Handlungssituationen angemessen agieren zu können, benötigt jedes Handlungssubjekt soziales Wissen darüber, wie man typischerweise und angemessen in Handlungssituationen agiert. Dieses Wissen umfasst die sedimentierten und praktisch erworbenen Erfahrungen in ähnlichen Situationen. Selbstverständlich ist jede Situation einmalig, doch um die mögliche Kontingenz sozialer Aufeinandertreffen zu verringern, werden Situationen entlang wiederkehrender Merkmale typisiert und kategorisiert und im Wissensvorrat sedimentiert.

Betrachtet man diese Variabilität situativer Arrangements, tritt der besondere Stellenwert der Situation im Kommunikationsprozess in Erscheinung. Für das Handlungssubjekt hat die Handlungssituation Wirklichkeitswert: Wirklichkeit fügt sich im konkreten Handlungsvollzug für das Handlungssubjekt nicht in einen allumspannenden Wirklichkeitshorizont ein, sondern ist im Hier und Jetzt real. Von einem kommunikativen Eröffnungszug aus bietet ein Handlungssubjekt eine Situationsdefinition an, die durch die Anschlusshandlung ratifiziert oder modifiziert wird. Somit deutet sich an, dass Situationen sich zeitlich entfalten und stets fragil und riskant sind. Zwar schützen Situationsdeutungen vor Chaos und gewährleisten Anschlusshandlungen, sind aber stets auf Kredit und können,

wenn überhaupt, erst retrospektiv mit Sicherheit bestimmt werden. Handlungssubjekte explizieren gewöhnlich nicht den Erwartungshorizont, den sie an eine Situation richten, sondern dieser müssen durch die beteiligten Subjekte in Form von Typisierungen erschlossen werden. Situationen sind nicht einfach da, sondern immer nur eine Heuristik und ein Versuch, weshalb Popitz von einem „Wahrscheinlichkeitskalkül“ (vgl. Popitz 2006: 83) spricht.

Dass es sich dabei häufig lediglich um ein Kalkül handelt, wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt, dass Handlungssubjekte in Kommunikationssituationen häufig Wege einschlagen, die von ihnen nicht intendiert oder initiiert wurden. Zunächst kann man naiv unterstellen, dass Handlungssubjekte in Situationen ihre individuellen Absichten bzw. Intentionen derart koordinieren, dass die konkreten Handlungsausführungen eine „kollektive Intentionalität“ (vgl. Mertens 2013) aufweisen, bei der jeder seinen individuellen Beitrag zum Gelingen der Situation leisten muss. Daraus erklären sich die konkreten Handlungsverkettungen, die einen Gesamtzusammenhang in Form sozialer Ordnung bilden und bei denen Anschlusshandlungen anzeigen, ob die gemeinsam geteilte Situation einer kollektiven Intentionalität folgt.

Allerdings folgen nicht immer alle an einer Situation beteiligten Handlungssubjekte der kollektiven Intentionalität, sondern sie haben die Möglichkeit, ihre individuellen Intentionen einzubringen. Sie können die Deutungsangebote aus unterschiedlichen Gründen verweigern oder ignorieren. Genauso gut können sie gewillt sein, Gelegenheiten und Chancen zu ergreifen, um ihre eigenen individuellen Ziele zu verfolgen. Potenziell ist der Kreativität der Akteure keine Grenze gesetzt, zumindest nicht, wenn sich die handelnden Subjekte nicht vor den Sanktionen scheuen, die infolge der Missachtung anerkannter Handlungsnormen resultieren könnten (vgl. auch Kap. 2.5).

Derartige Irritationen situativer Ordnung sorgen jedoch zumeist nicht dafür, dass Kommunikation zusammenbricht. Vielmehr führen unerwartete Anschlusshandlungen zu einer Dynamik des kommunikativen Geschehens. Diese Dynamik und Variabilität kann auch anderen Quellen entspringen. In gegenwärtigen Gesellschaften werden Situationen zunehmend zu einer Herausforderung für Akteure, welche diese kreativ bewältigen müssen (vgl. Hörning 2004: 29). Dies kann an differenten Erwartungen, Erfahrungen oder Wissensbeständen liegen, die Akteure aufgrund ihrer Sozialisation an Situationen herantragen.

Die Wiederholung von Handlungen kann entweder etablierte Praxismuster verstärken und auf Dauer stellen und somit die Stabilität von Situationsordnungen fördern oder dies kann zu Veränderungen und Verschiebungen von Situationsdefinitionen im Vollzug von Praktiken führen (vgl. Hörning 2004: 24). Es kann zu einer Neuverknüpfung von Praxismustern kommen, wodurch sich gleichsam Veränderungen der Situationsordnungen ergeben, d. h. die Alltagswelt

wird zunehmend unübersichtlich und es wird den Akteuren unklarer, wann welche Kommunikationspraktiken angemessen, d. h. sozial erwünscht, sind. Soziale Praktiken entwickeln sich regelwidrig und unerwartet und etablieren dadurch neue Ordnungen aus sich selbst heraus (vgl. Hörning 2004: 23 f.; Reichertz 2009: 237 ff.).

Die verständigungsorientierte Kommunikationstheorie geht davon aus, dass Veränderungen von Situationsdefinitionen und der angemessenen Praktiken meistens gerade nicht das Ergebnis bewusster und geplanter Vorgänge, sondern auf unterschiedliche Quellen zurückzuführen sind. Sobald Kommunikationsroutinen ins Stocken geraten, können Handlungssubjekte sich ihrem Handeln reflexiv zuwenden. Die situative soziale Ordnung ist demnach weder als das Ergebnis subjektiver Sinnsetzungsvorgänge noch als die Umsetzung einer Makrostruktur aufzufassen, sondern nur aufgrund der spezifischen Eigenheiten der konkreten, einzigartigen Interaktionssituation, ihrer „Situiertheit“, d. h. ihrer Vorgeschichte und ihrer konkreten Folgen, verstehbar (vgl. Goffman 2009: 37). Jede Situation, die lediglich eine lose Koppelung zwischen Subjekt und Struktur darstellt, muss demnach als Ausgangspunkt jeglicher kommunikativer Analyse fungieren, da ihr Wirklichkeitswert das kommunikative Agieren maßgeblich beeinflusst. Erst vor dem Hintergrund der sozialen Situation werden kommunikative Prozesse – sowohl für den Alltagsmenschen als auch für den Wissenschaftler – verstehbar. Im Unterschied zum Wissenschaftler, der an einer (Re-)Konstruktion typischer Verlaufsmuster, an sog. „Trajekten“ (vgl. Strauss 1985: 8 ff.) interessiert ist, handelt der Alltagsmensch stets in einer quasi paradoxen Situation: Er folgt Regeln, die er nicht ausformulieren kann und deren Ausformulierung ex post immer zu spät kommen muss (vgl. Soeffner 2004: 168 f.).

Diesen Ausführungen folgend, müssen Rituale und Spiele somit als soziale Situationen verstanden werden, die jeweils typische Elemente aufweisen. Diese konstitutiven Elemente samt ihrer Anordnung sowie die An- und Herausforderungen, die Rituale und Spiele an die Handlungssubjekte und ihr Verhalten stellen, müssen im Rahmen der vorliegenden Arbeit expliziert bzw. (re-)konstruiert werden. Erst wenn dies gelingt, stehen dem Wissenschaftler Werkzeuge zur Verfügung, mit denen er kommunikative Praxismuster begrifflich erfassen kann.

Der Alltagsmensch, der diese rituellen bzw. spielerischen Situationen hervorbringt, erleidet und erlebt, wurde bisher häufig als Handlungssubjekt oder Individuum bezeichnet. Es gilt, diesen Alltagsmenschen näher zu bestimmen, da er – im Beisein anderer Handlungssubjekte – die wesentliche Konstituente für das Erscheinen sozialer Situationen und Wirklichkeit darstellt.

2.5 Subjekt und Identität

Die Fragen nach dem Subjekt und nach der Identität haben innerhalb der verständigungsorientierten Kommunikationstheorie einen besonderen Stellenwert. Die bisherigen Ausführungen haben zwar die Bedingungen und Modalitäten des Kommunizierens genauer betrachtet; dabei wurde aber vernachlässigt, dass Kommunikation in vorderster Linie auch soziale Subjekte hervorbringt. Diese Subjekte gestalten, ertragen und reagieren auf kommunikative Prozesse. Bisher ist eine Antwort auf die Frage offen, was Menschen dazu veranlasst, kreativ zu kommunizieren, d. h., warum Menschen nicht lediglich auf Routinen zurückgreifen, um Probleme zu lösen, sondern hierbei teils komplizierte und von Normen abweichende Lösungen bevorzugen. Dies ist für die vorliegende Arbeit von großer Relevanz, da es schließlich um Menschen geht, denen unterstellt wird, sie würden Rituale vollführen und Spiele spielen, neue Rituale und Spiele erfinden oder abwandeln, d. h. soziale Ordnung rituell oder spielerisch hervorbringen.

Die Frage danach, was ein Subjekt ist, wurde in unterschiedlichen historischen Epochen sehr different beantwortet. Die Vorstellung, Handlungssubjekte seien rational agierende Wesen, hat über Jahrhunderte großen Einfluss auf die Human- und Sozialwissenschaften genommen. Insbesondere der philosophischen Anthropologie und hier deren Vertreter Plessner ist es zu verdanken, dass Subjekte als Körperwesen in die Geisteswissenschaften integriert wurden: Die exzentrische Positionalität besagt, dass Menschen zugleich Körper *sind* als auch Körper *haben* (vgl. Plessner 1975). Beinahe zeitgleich unterstellt der Pragmatismus, dass Geist erst aus Körperprozessen entwickelt wird (vgl. Mead 1973). Heutige neuropsychologische Erkenntnisse gehen noch einen Schritt weiter und entlarven die vermeintliche Rationalität als grundsätzlich emotionsgefärbte Denkprozesse. Handlungsentscheidungen sind Damasio zufolge stets vom Emotionen, sog. „Sekundären Gefühlen“ (vgl. Damasio 1997: 187 ff.). Sekundäre Gefühle werden immer dann in einem Subjekt ausgelöst, wenn dieses sich an ähnliche vorangegangene Handlungssituationen erinnert. Sie verweisen darauf, ob die frühere Handlungen negative oder positive Konsequenzen nach sich gezogen haben und beeinflussen dadurch aktuelle Handlungsentscheidungen. Schlussendlich sind es diese Subjekte, die kommunizieren, die handeln, die entscheiden, die denken und die von den Folgen kommunikativer Prozesse betroffen sind, ohne dass sie häufig genau wissen, was sie eigentlich tun und welche Folgen ihre Handlungen haben werden, sobald diese einer Interaktionsdynamik ausgesetzt sein werden. Für eine verständigungsorientierte Kommunikationstheorie ist ein Subjekt daher nicht als rein geistig-rationaler Herrscher über seinen Körper oder gar die Handlungssituation zu verstehen, sondern es stellt eine psycho-physische Einheit dar, die sowohl und zumeist vornehmlich mit Körper als

auch mit dem Geist an Kommunikationsprozessen beteiligt ist. Dieses Subjekt ist stets mit der Frage konfrontiert, wer es selbst im Rahmen situativer Kommunikationsprozesse ist bzw. wie es wahrgenommen werden will und wie es die anderen Handlungssubjekte wahrnimmt. Kurzum: Eine verständigungsorientierte Kommunikationsperspektive sollte Handlungssubjekte stets unter dem Gesichtspunkt der Identität des Subjekts in analytische Prozesse einbeziehen.

Um sich mit dem Thema der Identität näher zu beschäftigen, erweist sich der Pragmatismus wieder einmal als relevante Quelle. Mead liefert in seinen sozialpsychologischen Arbeiten die Idee, dass Identität maßgeblich von der sozialen Umwelt abhängt (vgl. Mead 1973). Er knüpft an Cooleys Vorstellung an, dass Menschen sich durch die Augen der anderen sehen könnten. Durch diese Fähigkeit könne ein Individuum die möglichen Reaktionen auf seine Handlungen antizipieren und so seine eigenen Handlungen mit Blick auf die möglichen Konsequenzen organisieren. Diese Fähigkeit bezeichnet Mead als „Geist“ bzw. „Selbstbewusstsein“ (vgl. Mead 1973: 207 ff.). Selbstbewusstsein entsteht, sobald ein Individuum die gesellschaftlich organisierten Haltungen in sich aufnimmt. Auf diese Weise könne jeder Einzelne die Frage beantworten, wer er für die anderen ist, wer er sein möchte und wer die anderen für ihn sind. Identität entstehe schlussendlich in konkreter Interaktion und stelle einen Aushandlungsprozess dar: Ein Individuum erfährt gesellschaftliche Identitätsunterstellungen (Me) und reagiert innerlich spontan und idiosynkratisch (I). Anstatt diese innere Befindlichkeit öffentlich zu zeigen, sind bewusstseinsbegabte Subjekte dazu in der Lage, abzuwägen, welche Konsequenzen ihre Reaktion hätte: Sie haben die Möglichkeit, in Form ihrer kommunikativen Darstellung, ihre Identität auszudrücken (Self). Identität ist für Mead keine feststehende Entität, sondern unterliegt permanent Aushandlungsprozessen, die zu neuen Identitätsauffassungen führen können (vgl. Mead 1969; 1973).

Auch Goffman geht davon aus, dass Menschen sich durch die strategische Wahl ihres Ausdrucks so präsentieren, dass ein gewünschter Eindruck beim Gegenüber erzeugt wird (vgl. Goffman 2002). Der erwünschte Eindruck orientiert sich an einem allgemein gültigen gesellschaftlichen Normalitätsdispositiv. Akteure sind in Goffmans Theorie bestrebt, ein positives Image zu besitzen, die Rolle und die an diese herangetragenen Erwartungen zu erfüllen, taktvoll zu agieren, kurzum: als *normal* und *vernünftig* wahrgenommen zu werden (vgl. Goffman 1986).

Diesen Drang zur Anpasstheit bezeichnet man als „Schein-Normalität“ (phantom normalcy; vgl. Goffman 1967: 152). Habermas kritisiert, dass Individuen zugleich ein anderes Bedürfnis besäßen, nämlich, als einzigartiges und unverwechselbares Individuum wahrgenommen zu werden. Dieses bezeichnet er als „phantom uniqueness“ (vgl. Habermas 1968: 132). In dieser ambivalenten

Haltung des Individuums zu seiner Identität, nämlich, anderen ähnlich zu sein und zugleich jemand Besonderes und nicht lediglich irgendwer zu sein, macht die Komplexität moderner Identitätsarbeit, also der Arbeit an dem Selbst und der eigenen Biografie, deutlich.

Diese Arbeit an dem Selbst und der eigenen Biografie obliegt mehr denn je, folgt man den zeitdiagnostischen Aussagen, dem Handlungssubjekt selbst. Es sind nicht länger die klassischen Institutionen wie die Kirche oder die Familie, die das Subjekt mit der Gesellschaft verklammern. Lange Zeit fungierten derartige Institutionen als Orientierungspunkte, indem sie Handlungssubjekten fixierte Rollenmuster oder Biografien vorgaben. In dem Prozess der „Modernisierung der Moderne“ (vgl. Beck/Bonß 2001) vollzieht sich, folgt man hier insbesondere Beck, eine intensivierte Individualisierung und zunehmend auch eine Globalisierung, durch die Wissensstrukturen schnell nationenübergreifend transferiert werden (vgl. Beck 1996).

Diese Metaprozesse bedeuten v. a. mit Blick auf die Identitätsbildung der Handlungssubjekte veränderte Rahmenbedingungen. An die Stelle der Institutionen, welche die Biografie vorgeben, tritt die Individualität als neue Maxime, an der sich Handlungssubjekte orientieren (müssen). Unter Individualisierung versteht Beck einen Prozess, durch den die Subjekte von der Zugehörigkeit zu einer Klasse oder einem Stand befreit werden (vgl. Beck 1986; Beck/Bonß/Lau 2001: 23). Die ersten moderaten Individualisierungstendenzen sind seit Beginn der 20. Jahrhunderts zu erkennen (vgl. Simmel 1989) und in den Arbeiten von Mead bereits ablesbar; seit Mitte des 20. Jahrhunderts sind sie deutlich ausgeprägt.

Als Folge dieses Befreiungsprozesses besteht die Notwendigkeit, Eigenverantwortung für die Ausbildung der eigenen Identität zu übernehmen. Um den Verlust an sozialer Einbettung zu kompensieren, sind Subjekte dazu gezwungen, ihre soziale Zugehörigkeit nicht nur frei zu wählen, sondern diese auch in Ermangelung von Selbstverständlichkeiten von Zusammengehörigkeit aktiv zu gestalten. Sie müssen ihre ökonomischen und sozialen Ressourcen sowie die eigenen Kompetenzen im Rahmen ihrer Identitätsarbeit nutzen. Insofern werden *Gestaltungsspielräume* für soziale Netzwerke bzw. Figuren geschaffen, die eine gemeinsame Orientierung entlang kollektiver ästhetischer Ausdrucks-, Inszenierungs- und Stilisierungsformen darstellen. In den Gestaltungsspielräumen kann die eigene Biografie individuell und kreativ gestaltet werden (vgl. Keupp 2008). Die Subjektgrenzen werden (emotional, sinnlich, ästhetisch und technisch) pluralisiert (vgl. Beck/Bonß/Lau 2001: 34), womit das Subjekt zu seinem eigenen Produzenten und somit Resultat seines eigenen Tuns avanciert. Dieses Quasi-Subjekt *scheint* frei und unbegrenzt bei dem Entwurf und der Verwirklichung seiner Identität zu sein (vgl. Beck/Bonß/Lau 2001: 44).

Die Konsequenzen dieser Diagnose werden von unterschiedlichen Standpunkten aus diskutiert. Im direkten Anschluss an die von Beck und Co. vorgetragenen Analysen wird Identitätsarbeit als paradoxer Zwang gedeutet. Das Handlungssubjekt sei dazu gezwungen, aus den vielfältigen Optionen, die das Subjekt als Freiheit empfinde, zu wählen. Es bestehe das Risiko, dass diese anspruchsvolle Identitätsarbeit misslinge. Gründe dafür lägen darin, dass die Sicherheit, die in der ersten Moderne bei der Gestaltung der Identität institutionell gewährleistet worden sei, aufgrund der Zunahme von Uneindeutigkeit und gar Widersprüchlichkeit von Wissens- und Praxisformen schwinde. Individualisierte Vergesellschaftungsprozesse sind zudem häufig flüchtig; sie unterlägen permanenten Wandlungsprozessen (vgl. Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008). Insofern sei die soziale Einbettung der Handlungssubjekte in ein Kollektiv stets riskiert. Damit soziale Einbettung und erfolgreiche Identitätsarbeit gelingen könnten, seien die Handlungssubjekte dazu gezwungen, kreativ und experimentell zu agieren (Pöferl 2009: 257).

Orientieren könnten sie sich für diese an neuen Institutionen, z. B. am Arbeitsmarkt und an den Massenmedien. Diese Institutionen träten an die Stelle der klassischen, gemeinschaftlichen Kollektive, weshalb Beck und Beck-Gernsheim von einer „institutionalisierten Individualisierung“ (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 2006: xxi) sprechen. Die Institutionen stellten dem Subjekt sog. narrative Ready Mades zur Verfügung. Hierbei handelt es sich um abrufbare Identitätsgeschichten, auf die sich das Subjekt stützen kann, um soziale Anerkennung zu erreichen und sich mit Anderen abzugleichen (vgl. Keupp et. al. 2008: 104). Da sich auch Institutionen im ständigen Wandel befänden, sei das Subjekt dazu gezwungen, permanente Anpassung zu betreiben und flexibel zu bleiben (vgl. Sennett 2000: 182).

Auf diese Weise wird das Subjekt im Laufe seines Lebens zu einem Träger differenter Wissensbestände und Perspektiven sowie Handlungsmuster, die teilweise in Widerspruch zueinander treten. Unter diesen Bedingungen fällt es Subjekten schwer, ein widerspruchsfreies biografisches Selbst zu formulieren, weil sie mit vielfältigen Fragen und Entscheidungen über ihr Selbst konfrontiert werden. Taylor beschreibt das moderne Subjekt wie folgt:

„Ein Selbst ist jemand nur dadurch, dass bestimmte Probleme für ihn von Belang sind. Was ich als Selbst bin – meine Identität –, ist wesentlich durch die Art und Weise definiert, in der *mir* die Dinge bedeutsam erscheinen“ (Taylor 1996: 67; Hervorhebungen M. R.).

Das Selbst besitzt Taylor zufolge eigene Relevanzstrukturen, die es im Laufe seines Lebens erworben hat. Die Erfahrungen und Bedeutungen werden jedoch immer vor einem sozialen Hintergrund erworben, sind somit in soziale Praktiken eingebunden und drücken sich auch wieder in diesen aus. Persönliche Relevanz-

strukturen können von kulturellen Beurteilungen abweichen (vgl. Taylor 1996: 56 ff.): Der persönliche Geschmack und die persönliche Meinung sind jedem eigenständigen Subjekt gegeben. Ihm obliegt jedoch die Bürde, daraus eine für sich kohärente und zumindest gefühlte widerspruchsfreie Narration seines Selbst, also seiner Identität, zu formulieren – sei dies in offener Kommunikation mit anderen oder innerlicher Kommunikation mit sich selbst (vgl. Keupp et. al. 2008: 99).

Diese Anerkennung, diese Stabilität, dieser Halt und diese soziale Einbettung finden soziale Subjekte zumeist nämlich nicht allein in sich oder entwickeln diese nicht aus sich selbst heraus, sondern die Quelle liegt häufig in den sozialen Beziehungen, die das soziale Subjekt in Kommunikationsprozessen eingeht. Die soziale Beziehung, so Reichertz, ist die Quelle der sog. „Kommunikationsmacht“ (vgl. Reichertz 2009). Kommunikationsmacht ist definiert als die Macht, die Identität gibt, die aber auch Identität nehmen kann und die als wirklichkeits-schaffende Macht wirksam ist. Das Bedürfnis nach Lob oder die Angst vor Tadel können beflügeln oder auch behindern, sie können Subjekte einmalig und außergewöhnlich machen, sie können sie jedoch auch zu Außenseitern stigmatisieren und Identität beschädigen. Um soziale Anerkennung zu erfahren, sind soziale Subjekte bestrebt, stabile soziale Machtbeziehungen kommunikativ aufzubauen (vgl. auch Keupp et. al. 2008: 99).

Das moderne Subjekt ist sich seines *Selbst* wesentlich mehr bewusst als wohl vorangegangene historische Subjektformen. Grundlegend für die verständigungsorientierte Kommunikationstheorie ist dieser Wille zur Identität, durch welchen jedes Subjekt nach sozialem Anschluss und Anerkennung strebt, welche in der Lage sind, die Selbstnarrationen aufrechtzuerhalten. Diese Selbstnarrationen sind nicht lediglich sozial verankert, sondern werden durch diskursiv bereitgestellte Narrationsangebote beeinflusst. Will es einem Subjekt gelingen, individuell und unverwechselbar, d. h. autonom (vgl. Keupp et. al. 2008: 104 f.) und selbstbestimmt zu wirken, bedeutet dies, sich so gut es eben geht, von den kollektiven Narrationen lösen zu müssen:

„Die Freiheitsgrade in der Neugestaltung und Weiterentwicklung von Selbst-Narrationen sind [...] nicht einfach vorhanden, sondern sie müssen erkämpft und verteidigt werden. Die Veränderungen sind selbst Ergebnis gesellschaftlicher Macht, und wenn sich Subjekte dagegen anerkennen können, dann deshalb, weil es ihnen gelingt, ihre Autonomie zumindest graduell und vorübergehend zu verteidigen und einzuschreiben in dieses Formenpotential“ (Keupp et. al. 2008: 105).

Der Drang nach Identität ist somit stets eingebunden in ein Machtgeflecht, das aus der Ambivalenz zwischen Anerkennung und Autonomie bzw. der Erfahrung von Kollektivität und Individualität resultiert. Gelingt es dem Subjekt, diesen Drahtseilakt positiv in den sozialen Beziehungsmustern zu gestalten und ist das

Feedback positiv, wird das Subjekt gestärkt. Gleichmaßen liegt hierin die Gefahr, verletzt oder gar ausgeschlossen zu werden.

Die Identität eines Subjekts ist den bisherigen Aussagen zufolge im Laufe des Lebens niemals vollends fixiert, sondern durchläuft eine lebenslange Sozialisation in der Kommunikation und durch die eigenen kommunikativen Akte sowie die Zuschreibungen von anderen. Im dynamischen Miteinander arbeitet das Subjekt an seiner individuellen, stabilen Identität. Dabei ist das Subjekt mit Blick auf seine Identität stets in einem Spannungsfeld gefangen, in dem es einerseits normal und vernünftig erscheinen und kommunikativ anschlussfähig agieren muss; andererseits ist es bestrebt und wird gesellschaftlich dazu aufgefordert, individuell zu sein, sodass der *Eigen-Sinn* im kommunikativen Austausch zum Ausdruck kommt. Dieser Eigen-Sinn bedeutet für das Subjekt aber auch, das Risiko einzugehen, dass die soziale Anschlussfähigkeit (zunächst) nicht gewährleistet ist. Individualität bedeutet, neue Subjektgrenzen kommunikativ auszuhandeln, die – noch – nicht akzeptiert werden. Insofern bedeutet das Spannungsfeld zwischen sozialer Einbettung und Individualität ein stets situativ zu bearbeitendes Kommunikationsproblem, das auf die Ausformung der Identität Einfluss nimmt.

Identitätsarbeit ist ein wesentlicher Aspekt im kommunikativen Austausch. Der Drang nach Identität ist ein wesentlicher Motor des kommunikativen Ausdrucksgeschehens und der Grund dafür, warum Menschen überhaupt dazu bereit sind, den Anweisungen anderer freiwillig zu folgen: Kommunikation entfaltet Macht, indem sie Identität zuweist oder zerstört. Der Drang nach Individualität kann dazu führen, dass sich der Einzelne aus den sozialen Gefügen, in denen er verwurzelt ist, entbettet, womit auf die Sicherheit der Gemeinschaft verzichtet, die Gemeinschaft sogar riskiert wird. Konkret müssen Handlungssubjekte ihren Wunsch nach Identität in sozialen Handlungssituationen realisieren, in denen ihnen in kollektiven Prozessen Ausdruckshandlungen zur Verfügung stehen. Das Spannungsverhältnis, das wie ein Damoklesschwert über jeder Kommunikationssituation schwebt, ist ein wesentliches Kennzeichen gegenwärtiger Gesellschaften, das dem Subjekt auferlegt ist, und muss somit auch bei der Analyse der Ritual- und Spielbegriffe maßgeblich berücksichtigt werden.

2.6 Kapitelfazit

Kommunikation kann als reziproker Prozess sozialer Ordnungsbildung zusammengefasst werden, bei dem die soziale Wirklichkeit situativ hervorgebracht wird. Diese Wirklichkeit ist den Handlungssubjekten durch ihre wissensgestützten Interpretationsprozesse zugänglich und verständlich. Auf der Grundlage von Situationsdefinitionen und Interpretationen vollziehen Handlungssubjekte (An-

schluss-)Handlungen, durch die sie sich an Bedeutungs- und Identitätskonstruktionsaushandlungen beteiligen. Diese kommunikativen Praxisprozesse bilden sich zu reziprok verknüpften Handlungsmustern aus, die je spezifisch situiert sind. Diese typischen Handlungsmuster sind der Untersuchungsgegenstand der verständigungsorientierten Kommunikationstheorie, von dem aus die gesellschaftlichen Wissensordnungen untersuchbar werden.

In Kommunikationsprozessen greifen Handlungssubjekte häufig auf Routinen zurück, um Handlungsprobleme zu lösen bzw. Handlungsziele zu erreichen. Dies bedeutet, dass ein Großteil der kommunikativen Prozesse nach bekannten Strukturen und Mustern verläuft. Menschen werden in bereits existierende Strukturen und Ordnungen hineinsozialisiert, deren kommunikative Muster sie an(zu)wenden (lernen), situativ modifizieren und schließlich als – mehr oder weniger – veränderte Wirklichkeit wieder hinterlassen (vgl. Reichertz/Schröer 1994: 59). Kommunikation ist demnach sowohl strukturiert als auch strukturierend, sowohl geschaffen als auch schaffend (vgl. Reichertz 2009: 238 f.).

Somit können Handlungssubjekte durch kommunikative Akte die soziale Welt in Ordnung halten; sie können jedoch ebenso eine neue Ordnung etablieren. Der Befund für gegenwärtige Gesellschaften lautet, dass Kommunikationssituationen häufig irritierend sind und für die Handlungssubjekte zu einer Herausforderung werden. In diesem Moment können Kommunikationsordnungen zusammenbrechen, sofern es den Akteuren nicht gelingt, korrigierend einzugreifen und eine gemeinsame arbeitsfähige Neudefinition des situativen Arrangements vorzunehmen.

Handlungssubjekte verfolgen nicht bewusst das Ziel, die soziale Ordnung aufrechtzuerhalten bzw. zu verändern, sondern sind bestrebt, in kommunikativen Akten ihre Identität zu gestalten:

„Soziale Akteure [...] füllen somit den institutionell eröffneten, diskursiv bewegten und mit spezifischen Dispositionierungen bestückten Raum der Ambivalenz und Kontingenz durch [kommunikative; M. R.] Praxis; unter Bedingungen gesellschaftlicher Individualisierung steht ihnen jedoch allenfalls eine Form der nachtraditionalen ‚Bastelexistenz‘ [...] zur Verfügung [...]“ (Pöferl 2010: 304).

In ihren kommunikativen Praktiken bringen Subjekte ihren Eigen-Sinn zum Ausdruck. Dies kann auf vielerlei Weise geschehen, sei dies experimentell, reflexiv, unter Rückgriff auf soziales Wissen oder gerade in Ermangelung hinreichenden Wissens über eine Kommunikationssituation (vgl. ebd.). Diese aktive Ausgestaltung sozialer Identität vollzieht sich in einem Spannungsfeld zwischen sozialer Einbettung bzw. dem Wunsch sozialer Anerkennung einerseits und individueller sowie autonomer Selbstinszenierung andererseits. Insofern ist die Fixierung einer eindeutigen Identität in einer Welt sich wandelnder Wissensbe-

stände und Wirklichkeitsentwürfe erschwert, da die Subjekte mit einer Vielfalt an Artikulationsangeboten konfrontiert werden.

Diese Vielfalt fördert das Bewusstsein für die Kontingenz sozialer Ordnung. Der Begriff der Kontingenz besagt, dass potenziell jede soziale Ordnung denkbar wäre: „Kontingenz ist alles, was weder notwendig noch unmöglich ist“ (Luhmann 1992: 96; vgl. auch Wuchterl 2011: 27). Die säkulare Moderne, in der Gott als Bezugsgröße zur Begründung des Soseins der sozialen Welt verloren geht, etabliert eine rationale soziale Ordnung. Luhmann zufolge gelingt dies jedoch nur bedingt. Denn indem die Welt in soziale Systeme ausdifferenziert werde, die je einer eigenen spezifischen Logik gehorcht, werde die Kontingenz evident (vgl. Luhmann 1992). Im Rahmen verständigungsorientierter Kommunikationstheorien gilt es, das Kontingenzpotenzial der konkreten Handlungssituation in den Blick zu nehmen:

„[Ich] plädiere [...] dafür, die Kontingenz aller sozialen Phänomene als Ausgangspunkt, als *a priori* der Sozialforschung, und insbesondere die Kontingenz von Gemeinwesen und Selbst als Annahmen einer heutigen Untersuchung der modernen Bedingungen zu akzeptieren“ (Wagner 1995: 226; Hervorhebungen im Original).

Im Rahmen einer verständigungsorientierten Kommunikationstheorie kann der Kontingenzbegriff dazu beitragen, die Dynamik kommunikativer Prozesse zu verstehen und zu erklären. Kontingenz ist eine Folge ausdifferenzierter Wissensbestände und Wirklichkeitsentwürfe und des kreativen Einsatzes von Symbolen. Kontingenz bedeutet zudem, dass Handlungssituationen unscharf werden und dass das soziale Subjekt unter diesen Voraussetzungen permanent dazu gezwungen ist, aktiv seine Identität zu gestalten (vgl. Beck/Bonß 2001). Kommunikation kann Kontingenz und Ordnung sowohl erzeugen als auch unterbinden. In Kommunikation können Wissen und Wirklichkeit ebenso tradiert wie verändert bzw. neu geschaffen werden.

Von diesem Befund aus wird deutlich, dass die verständigungsorientierte Kommunikationstheorie damit konfrontiert ist, eine Semantik auszubilden, die in der Lage ist, derart komplexe soziale Verhältnisse, Prozesse und Dynamiken in den Blick zu nehmen. Häufig bedienen sich die Ansätze dabei der verschiedenen Ritual- und Spielbegriffe, welche der Ritual- und der Spieldiskurs in den Human- und Sozialwissenschaften zur Verfügung stellen. Es gilt nun, zu fragen, ob und inwieweit jeweils ein idealtypischer Ritual- und Spielbegriff aus dem bisherigen Wissenschaftsdiskurs (re-)konstruiert werden kann, der in der Lage ist, das wesentliche Merkmal der historisch angereicherten und transformierten Wissensbestände über rituelle und spielerische Prozesse zu explizieren, um die verständigungsorientierte Kommunikationstheorie durch ein klares Begriffsinventarium leistungsfähiger zu machen.

Spielerische Rituale oder rituelle Spiele
Überlegungen zum Wandel zweier zentraler Begriffe der
Sozialforschung

Roslon, M.

2017, XIV, 216 S. 1 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-18059-1